



Was bleibt übrig vom Tage? Barbara Davatz' Serie «Carole und Serge» 1982, 1988 und 2014 (von links nach rechts).

BILDER BARBARA DAVATZ

## Der Lauf der Beziehungen

Wie wir werden, was wir sind, und wie wir bleiben, was wir einmal sein werden – Barbara Davatz' Fotoserie «As Time Goes By»

Wie verändern sich Gesichter, Menschen und ihre Beziehungen über Jahrzehnte hinweg?

Barbara Davatz ist dem Wandel in der Serie «As Time Goes By» nachgegangen.

KATRIN SCHREGENBERGER

Ihre weissen Locken stecken unter dem schwarzen Tuch der Kamera. Sie fotografiert im Grossformat, analog, wie die Pioniere der Fotografie. Hinter der Glasscheibe des Ateliers liegt das Töss-tal, schneebestäubt und idyllisch. Barbara Davatz aber hat nur Augen für die Frau vor der Linse, ihr Modell. Zum vierten Mal steht sie vor der Kamera der Fotografin, zum vierten Mal überlässt sie Davatz ein Stückchen von sich selber. Ein Stückchen Lebenszeit. «Meine Modelle sind für mich wie ein kleiner Clan, eine Familie», sagt Barbara Davatz. Eine Familie aus Fotomodellen, deren Bande nicht durch Verwandtschaft gesponnen wurden, sondern durch den Blick der Fotografin, vor deren Kamera sie sich immer wieder fanden. Nach sechs Jahren, nach fünfzehn Jahren,

nach zweiundzwanzig Jahren. «As Time Goes By» heisst die Serie, die daraus entstanden ist und die nun in der Fotostiftung ausgestellt wird. Die ersten Porträts der Serie fotografierte Davatz im Jahr 1982.

### Verdoppelungen

«Die Inspiration für die Arbeit waren zwei Menschen, Nicola und Kurt, die ich damals gerade kennengelernt hatte», sagt Davatz. Nicola und Kurt, sie in kariertem Pullover und Handschuhen, er in schwarzer Lederjacke und mit der Hornbrille eines Intellektuellen, blicken heute noch genau gleich aus dem Porträt heraus wie damals, als Davatz den Auslöser drückte. Genau wie damals sind sie präsent im Bild. «Sie schienen durch ihr, wie ich es nenne, verdoppeltes Auftreten eine Botschaft zu vermitteln», sagt Davatz. Die Fotografin suchte nach anderen «Verdoppelungen», nach Liebespaaren, Freunden, Geschwistern, deren gemeinsames Auftreten beeindruckte, Geheimnisse barg, faszinierend war. Entstanden sind 1982 zwölf Doppelporträts von jungen Menschen, die sich selber darstellen, die den Übermut der Jugend zur Schau stellen. Damals dach-

ten alle, es würde bei dem einen Mal bleiben. Doch es kam – wie so oft im Leben – anders.

1988 beschloss Davatz auf Anregung eines Freundes, die Paare erneut im Negativ festzuhalten. Doch manche Liebe war seither erloschen, manche Freundschaft zerbrochen, neue Beziehungen waren entstanden. Also bat die Fotografin jede Person der ersten Serie mit dem Partner ihrer Wahl zu erscheinen. Einige kamen mit dem gleichen wie sechs Jahre zuvor, andere mit einem neuen Partner. Viele hatten die Haare geschneitten, manche Schwere durchgemacht. Spuren, die der Kamera nicht entgingen.

1997, fast zehn Jahre später, spannte sich das Band zwischen Fotografin und Modellen wieder. Wieder gab es jene, die mit der gleichen Person kamen, andere mit jemand Neuem, mit Ehegatten, Kindern. Manche kamen auch alleine. Wieder waren Falten dazugekommen, manch ein Gesicht spiegelte plötzlich den Ernst des Lebens. Im Angesicht der Porträts regt sich im Betrachter Forschergeist. Wo sind Falten dazugekommen? Welche Geste ist die gleiche geblieben? Die Bilder wecken aber auch die Phantasie, die manchmal ins

Voyeuristische abgeleitet. Was ist mit dem Partner passiert? Wer ist der Neue? Die Geschichten hinter den Gesichtern, zwischen den Porträts bleiben aber im Verborgenen.

Die Bilder sind wie ein Stillstand zwischen den Lebensspannen, wie der Moment zwischen zwei Atemzügen. Der Moment in haarscharfer Detailtreue, nüchtern aufgenommen, reduziert, exakt. Hängengeblieben ist der Ausdruck der Menschen, die unergründlichen Augen mit dem Leben, das sie gesehen haben. Festgehalten sind die Beziehungen, die Berührungen der Paare, die Nähe der Freundschaften – auch wenn diese nachher verschwanden.

2014 entschied sich Barbara Davatz, die inzwischen siebzig Jahre alt geworden war, ihre Modelle ein letztes Mal vor die Kamera zu bitten. «Es wurde immer schwieriger, die Leute zu einem weiteren Mal zu überzeugen», sagt sie. Man sieht sich nicht gern altern. Man zeigt sich nicht gerne jedes Mal mit neuem Partner. Auch wenn es nichts Spezielles ist. In den letzten dreissig Jahren, der Zeit, die die Serie umschliesst, hat sich die Scheidungswahrscheinlichkeit bei langjährigen Paaren verdoppelt. Den Lebenspartner – und Freunde – zu

wecheln, entspricht dem Lauf der Dinge, «As Time Goes By». Trennung passiert aber nicht immer freiwillig, manchmal endet das Leben abrupt. Auch davon erzählt die Serie.

### Ein frostiger Hauch

Die letzte Runde inbegriffen, fotografierte Barbara Davatz 84 Personen. Sie alle gehören zusammen wie die Abkömmlinge eines edlen Geschlechts, sie sind verbunden mit einem der ersten 24 Modelle der Serie. Anders als 1982 kamen 2014 nicht nur junge, schöne Menschen zusammen. In diesem Jahr kamen Menschen mit Falten und der Gelassenheit des Alters. Und sie kamen mit Kindern und Enkeln. Durch sie ist der jugendliche Übermut aus der Serie bis zum Schluss nicht gewichen. Hinzugekommen aber ist jener frostige Hauch, welcher der Fotografie und nur ihr so schmerzhaft innewohnt: Es ist die Vergänglichkeit.

Winterthur, Fotomuseum, bis 16. Mai.

Barbara Davatz' Langzeitstudie ist dokumentiert im Bildband «As Time Goes By 1982 1988 1997 2014» (Edition Patrick Frey, Zürich 2015, 168 S., Fr. 78.–).

## Verwirrende Vielfalt

Die britische Band The 1975 präsentiert im X-tra ihr 1980er-Jahre-Repertoire

MARKUS GANZ

Ein unaufdringlicher Klang mischt sich am Montagabend langsam ins laute Geschwätz des Publikums, um es nach einer Viertelstunde sogar deutlich zu überdecken. Sowie er abbricht, ertönt tauschstimmiges Kreischen. Etliche Besucher im vollen X-tra mögen sich da fragen, ob sie sich an ein Teenie-Pop-Konzert verirrt haben. Allerdings befinden sich im Raum nicht nur Girls und Boys, sondern Leute verschiedener Reifegrade – bis hin zum AHV-Alter.

Das Stück «Love Me», das The 1975 dann antimmt, erinnert nicht an zeitgeistigen Pop und schon gar nicht an den Sound der 1970er Jahre, wie der Name der Band aus Manchester vermuten lässt. Die ebenso sperrige wie schrille, erotisch aufgeladene Funk-Nummer klingt vielmehr so, wie eine Kollaboration von Prince und Madonna vor dreissig Jahren hätte herauskommen können.

Auch die folgenden Songs sind klar im Sound der 1980er Jahre verwurzelt, unterscheiden sich aber stark voneinander. «UGH!» erinnert an David Bowies «Let's Dance», «The Ballad Of Me And My Brain» an den Art-Rock von Peter Gabriel, «Paris» an eine berührende Ballade von Police, «An Encounter» an die atmosphärischen Klang-Collagen von Brian Eno. Hinzu kommen vereinzelt klischeerte Saxofon-Einlagen und das Pathos von U2.

Der Mastermind und Sänger Matthew Healy erklärt die Vielfalt von The 1975 lakonisch damit, dass die stilistische Breite der Songs dem heutigen Musikkonsum angepasst sei. Hinter dem schillernden Repertoire steckt aber auch präntiöses Gehabe, wie sowohl der Bandname als auch der Titel des neuen Albums verdeutlichen: «I Like It When You Sleep, For You Are So Beautiful Yet So Unaware Of It». Trotz den vielen Einflüssen und einem verwasche-

nen Sound klingt The 1975 live erstaunlich kohärent. Dies erklärt sich nicht nur damit, dass die Band aus vier Schulfreunden besteht, die 2002 – zehn Jahre nach der Gründung – eine erste EP veröffentlichten. Live wird auch deutlich, wie sehr Matthew Healy die Band prägt.

Sowohl sein emotionsgeladener Gesang wie sein leicht gestelztes Auftreten erinnern an Michael Hutchence von INXS. In seinem Charisma versteckt sich aber auch jene Verwundbarkeit, die den kreischenden Zuhörerinnen wohl so nahegeht. Jemand aus dem Umkreis der Band wurde mit dem Satz zitiert, dass Healy wie jeder grosse Frontmann ein «massives Ego und ein extrem geringes Selbstwertgefühl» habe. Diese Mischung kommt in den Stücken «She's American», «If I Believe You» und «The Sound», die alle an Prince erinnern, am schönsten zur Geltung.

Zürich, X-tra, 28. März.

## Das, was hinter dem Vorhang zu sehen ist

Ulla von Brandenburg im Haus Konstruktiv

rib. · Was wir sehen, ist auch davon abhängig, was wir sehen wollen. Das ist eine Entscheidung, die uns niemand abnehmen kann. Und wir treffen sie wohl auch sehr unterschiedlich, je nachdem, unter welchen Umständen sie zustande kommt. «Manchmal Ja, manchmal Nein», die Einzelausstellung der deutschen Künstlerin Ulla von Brandenburg im Museum Haus Konstruktiv in Zürich, empfängt uns mit Vorhängen. Vorhänge, durch die hindurch wir unseren Weg im Raum finden müssen und hinter denen wir das entdecken müssen, was es zu entdecken gibt.

Vorhänge verhüllen. Sie verdecken die Sicht auf etwas, was dahinter liegt. Sie schaffen Distanz, trennen den Raum in ein Davor und ein Dahinter und markieren eine Grenze zwischen unserer realen Welt und der Bühne. Auf ihr gel-

ten andere Gesetze. Das, was ist, ist nicht mehr unbedingt nur einfach das, was es ist. Mit einem Mal steht das Reich der Möglichkeiten offen. Zwischen Ulla von Brandenburgs Vorhängen stehen Objekte. Und die stehen plötzlich in einem seltsamen Bezug zu uns selber. Eine Leiter, die im Raum zu schweben scheint, eine Jacke, die im Raum hängt: Sie scheinen darauf zu warten, Teil einer Geschichte, Teil unserer Geschichte zu werden.

Sind wir noch Betrachter? Oder sind wir die eigentlichen Akteure? Sind wir Teil einer Inszenierung, deren Sinn sich uns ab und zu ansatzweise erschliesst, aber nur, um sich uns schon bald wieder zu entziehen? Sein und Schein ist manchmal eine Grenze, die wir selber ziehen. Aber manchmal auch nicht.

Zürich, Museum Haus Konstruktiv, bis 8. Mai.